
Johnson-Jahrbuch

Band 7/2000

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson VIII, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –
Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994
ISSN 0945-9227
Bd. 7. 2000 –

ISBN 3-525-20907-X

© 2000, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.
Internet: <http://www.vandenhoeck-ruprecht.de>
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany
Satz: Competext, Heidenrod
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Dirk Oschmann

Die Dialektik des Dialekts

Zu: Barbara Scheuermann, Zur Funktion des Niederdeutschen im Werk Uwe Johnsons: »in all de annin Saokn büssu hie nich me-i to Hus«.

»Fremde sprachen über Fremdes in fremder Sprache«, ¹ heißt es im *Dritten Buch über Achim*. Der Satz bezeichnet nicht nur die unterschiedlichen Lebenswelten von Karsch und Achim, sondern er markiert eine existentielle Grenze zuvörderst als Sprachgrenze, über die hinweg man sich nicht verständigen kann. Der Satz verweist überdies auf das prinzipielle Gewicht des Phänomens Sprache in Johnsons Werk, das wiederholt seine eigene sprachliche Verfaßtheit thematisch wie auch strukturell exponiert. Wenn folglich ein Buch erscheint, in dem die Perspektive erstmals ausschließlich auf sprachliche Aspekte in Johnsons Schaffen gerichtet ist, dann verbinden sich hiermit große Erwartungen.

Auf der Grundlage von »kritischer Hermeneutik und Rezeptionsästhetik« sowie »mit Hilfe grundlegender Einsichten der Intertextualitätstheorie« ² unternimmt Scheuermann in ihrer zugleich literatur- und sprachwissenschaftlich ausgerichteten Dissertation den Versuch, »das Niederdeutsche als Sprachform und als erzählerisches Mittel« (14) im Rahmen von Johnsons Œuvre zu konturieren; darüber hinaus will die Studie einen Werkstattbericht liefern und erläutern, »wie Johnson gearbeitet, welche Hilfsmittel er herangezogen und auf welche Art und Weise er Material [...] genutzt hat« (ebd.). Dabei stützt sie sich im wesentlichen auf vier Werke des Autors: *Ingrid Babendererde, Mutmassungen über Jakob*,

1 Johnson, Uwe: Das dritte Buch über Achim, Frankfurt am Main ⁸1988, S. 208.

2 Scheuermann, Barbara: Zur Funktion des Niederdeutschen im Werk Uwe Johnsons. »in all de annin Saokn büssu hie nich me-i to Hus«, Göttingen 1998, S. 14. Seitenangaben im folgenden in Klammern im fortlaufenden Text.

Heute neunzig Jahr und Jahrestage, wobei Johnsons opus magnum im Mittelpunkt der Untersuchung steht – ihm gelten allein vier der insgesamt neun Kapitel. Der unmittelbaren Analyse dieser Texte vorgeschaltet ist wiederum ein Kapitel über die Tradition niederdeutschen Erzählens einerseits und über die Integration niederdeutscher Rede in hochdeutsche Literatur andererseits: Fritz Reuter und John Brinckman repräsentieren den ersten Bereich, während Fontane, Raabe und Thomas Mann für den zweiten stehen. Aus Johnsons Sicht, so Scheuermann, garantiere das Plattdeutsche bei Thomas Mann »Authentizität und Glaubwürdigkeit« und diene zu gezielter Personencharakterisierung (22). Im Falle von Wilhelm Raabe hingegen etabliere sich über das Niederdeutsche ein antimodernistischer Zug im Werk des Autors (25), es erweise sich jedoch ebenso als Mittel »humoristischer Akzentsetzung und ironischer Distanzierung im Erzählerkommentar« (29) und folglich als Moment der »Sinnkomplexion« (28). In ähnlicher Form mache sich auch Fontane das Niederdeutsche zunutze, indem er es wie Raabe zur regionalen und sozialen Differenzierung verwende. Die hierdurch gewonnene Stimmenvielfalt sei als Ausweis der reflektierten Realismuskonzepte beider Autoren zu verstehen (35). Bei Fritz Reuter nun bilde die gänzliche Hinwendung zu einem Schreiben in niederdeutscher Sprache den Kern seiner Vorstellung von Realismus, doch unterscheidet sich die von Scheuermann skizzierte Funktionalisierung dieser Sprachform in ihrer Allgemeinheit letztlich nicht von den anderen Modellen, denn daß Reuter »Sprache und Sprachenwechsel für eine individuelle Figurenzeichnung und für die Veranschaulichung einer bestimmten sozialen Realität« (42) nutze, verbindet ihn zweifellos mit nahezu allen modernen Romanautoren, die gleichfalls Sprache zur individuellen Figurenzeichnung einsetzen. Auch bemühe sich Reuter über das Niederdeutsche um eine »humoristisch angelegte[r] Wirkungsstruktur« und um »soziale Redevielfalt« (48). John Brinckman schließlich gehe es mit seiner Verbindung von Plattdeutsch und Missingsch in erster Linie um die Selbstcharakterisierung des jeweils Erzählenden sowie um sprachspielerische, ironische und »komische Effekte« (51), wobei er mit Reuter das Interesse an der »Leserlenkung« teile (45, 53). Faßt man diese Urteile zusammen, so kehren bei allen Autoren offenbar drei Aspekte wieder: Das Niederdeutsche soll erstens zur anschaulichen Individualisierung der handelnden Figuren beitragen, es muß zweitens soziale Stimmenvielfalt gewährleisten und damit dem jeweils vom Autor vertretenen Realismuskonzept entsprechen, und es hat drittens die humoristische Gestaltung eines Textes zu stützen. Weil diese Elemente auch in Johnsons Werk eine maßgebliche Rolle spielen,

stellen die fünf Autoren, deren Relevanz, mit Ausnahme von Wilhelm Raabe,³ für Johnson unbestritten ist, fortan den literaturgeschichtlichen Horizont dar, in dem Johnsons Schreiben überhaupt lokalisiert wird:

Johnsons Werk steht zwischen dem der niederdeutschen Klassiker und dem der großen realistischen Erzähler des 19. und des 20. Jahrhunderts, schöpft aus den von Fritz Reuter und John Brinckman erschlossenen Quellen humoristischen Erzählens in plattdeutscher Sprache und führt zugleich über den von Theodor Fontane oder Thomas Mann eingeführten Gebrauch der Mundart als Mittel realitätsgetreuen Erzählens hinaus. (435f.)

Spätestens an diesem Punkt zeigt sich freilich ein grundsätzliches Problem: Scheuermann blendet nämlich Johnsons Verhältnis zum literarischen Modernismus völlig aus. Das betrifft sowohl seine Stellung zur zeitgenössischen Literatur wie auch zu Schriftstellern der klassischen Moderne. Auf diese Weise wird jedoch Johnsons Realismusverständnis indirekt ins 19. Jahrhundert zurückdatiert. Im Zusammenhang mit der von Scheuermann konstatierten Stimmenvielfalt⁴ der *Jahrestage* wäre aber zum Beispiel ein vergleichender Blick auf Döblins *Berlin Alexanderplatz* oder auf Joyce' *Ulysses* durchaus hilfreich gewesen, weil im Roman des Iren nicht nur ebenfalls Vielstimmigkeit herrscht, was sich schon in der polyperspektivischen Darstellungsweise niederschlägt, sondern weil hier neben fremdsprachigen Passagen auch mundartlich gefärbte Redeweisen als Realitätseffekte und zur Textverdichtung dienen. Im Spannungsfeld von Politik und Kunst, von Realismus und Avantgarde bezieht Johnson eine nicht zu unterschätzende doppelte Frontstellung: gegen avantgardistische Positionen hält er am realistischen Erzählen individueller Geschich-

3 Zwar hat Johnson 1975 den Wilhelm-Raabe-Preis erhalten, daß es aber tatsächlich einen poetologischen Rekurs Johnsons auf Raabe gegeben habe, wie Scheuermann unterstellt (325ff.), bedürfte allererst einer fundierten Darlegung. Das unterstreicht nicht zuletzt Jückstocks Resümee: »Raabes Romane und Erzählungen sind [...] keine intertextuelle Fundgrube für sein Schreiben gewesen.« Jückstock, Nathali: Unter Realisten. Uwe Johnsons *Rede zur Verleihung des Raabe-Preises*, in: Johnson-Jahrbuch 6, Göttingen 1999, S. 146–162, hier: S. 159.

4 Auch für Scheuermanns Arbeit gilt leider Greg Bonds jüngste Diagnose: »Sehr häufig ist in der Johnson-Forschung von Vielstimmigkeit die Rede, aber meines Wissens fehlt eine ausführliche textorientierte Analyse des polyphonen Verfahrens.« Bond, Greg: Die überlieferte Überlieferung einer Überlieferung, und: wann hat ein Buch etwas mit den Lesern zu tun? in: Johnson-Jahrbuch 6, Göttingen 1999, S. 331–344, hier: S. 338. Freilich hatte schon Fries darauf hingewiesen, daß trotz der Vielfalt der Stimmen die sich gleichbleibende Sprache des Romans als Ausweis seiner durchgängig auktorialen Erzählweise zu gelten habe. Vgl. Fries, Ulrich: Uwe Johnsons *Jahrestage*. Erzählstruktur und Politische Subjektivität, Göttingen 1990, S. 107.

ten ebenso fest, wie er umgekehrt den Realismus in höchst modernistischen Erzählstrukturen verankert.⁵

Gerade im Hinblick auf erzähltechnische Fragen muß man Scheuermann durchgängig ein mangelndes Formbewußtsein bescheinigen, dessen Ursache eben auch in dem zu engen literaturgeschichtlichen Rahmen der Arbeit zu suchen ist. Von unzureichender Differenzierung etwa zeugen Bemerkungen wie die folgende: »Im Zusammenhang gelesen, konstituieren einschlägige poetologische Äußerungen Johnsons ein kohärent-widerständiges Schreibkonzept und vermitteln [...] das Bewußtsein ihres Autors von der Dialogizität des Wortes im Roman. Johnson sieht und erörtert die Formprobleme des Erzählens in Verbindung mit der jeweiligen Fabel.« (124) Diese Feststellung ist zwar nicht falsch, reicht allerdings keinesfalls hin zur Beschreibung des Phänomens. Daß zudem die Signalwörter »Rede-vielfalt« und »Dialogizität« jeweils reflexartig einen Verweis auf Bachtin in der Fußnote nach sich ziehen (35, 48, 124 usw.), verkommt zur leeren Geste, weil Bachtins Name zwar durch die Berufung auf die vermeintlich intertextuelle Anlage der Dissertation präsent zu sein scheint, doch werden seine Überlegungen weder eingeführt noch implizit für die Analyse wirklich fruchtbar gemacht.⁶ Als höchst fragwürdig erscheint sodann die Arbeitshypothese, daß »der Abstand zwischen poetologischen und fiktionalen Texten bei Johnson relativ gering« sei (14). In Anbetracht von Johnsons spielerischem Umgang mit poetologischen Fragen, etwa in *Begleitumstände*, und der trickreichen, permanent selbstreflexiven Darstellungsform seiner erzählenden Texte handelt es sich hier eher um eine *petitio principii* als um eine verlässliche Argumentationsbasis.⁷ Die Nähe

5 Vgl. hierzu auch Vogel, Oliver: »Make room for the lady! Make room for the child!« Zum Ort des Erzählens in Uwe Johnsons *Jahrestagen*, in: Johnson-Jahrbuch 4, Göttingen 1997, S. 115-129, hier: S. 117. Der von Scheuermann scharf kritisierte Christoph Brecht hat diesen doppelten Traditionsbruch gesehen, vgl. Brecht, Christoph: »You could say it was done with mirrors«. Erzählen und Erzähltes in Uwe Johnsons *Jahrestagen*, in: Johnson-Jahrbuch 1, Göttingen 1994, S. 95-126, hier: S. 100ff.

6 Ähnlich problematisch verhält es sich mit dem punktuellen Rekurs auf Henri Bergson (127 u.ö.).

7 Auf die Komplexität von Johnsons metafiktionalem Erzählen sollte spätestens die Arbeit von Helbig über *Das dritte Buch über Achim* aufmerksam gemacht haben: »Die Verbindung des Erzählens mit der Reflexion des Erzählvorgangs und des Erzählten ist permanent. Das Erzählte wird reflektiert, die Reflexion wird erzählt; das Ergebnis des Vorgangs wird zum Auslöser seiner Wiederholung: ein narratives perpetuum mobile.« Daß eine ähnliche Verschränkung von Erzählung und Reflexion des Erzählens auch die *Jahrestage* maßgeblich strukturiert, ist offensichtlich. Helbig, Holger: Beschreibung einer Beschreibung. Untersuchungen zu Uwe Johnsons Roman *Das dritte Buch über Achim*, Göttingen 1996, S. 34.

zwischen Poetologie und Fiktion mag sprachlich existieren, nicht aber strukturell. Wie notwendig die methodologisch ohnehin gebotene Skepsis gegenüber den Selbstaussagen vor allem dieses Autors angebracht ist, zeigt nicht zuletzt Schmidts Studie über den kalendarischen Aufbau der *Jahrestage*, die Scheuermann allerdings noch nicht kennen konnte. Ausgehend von Johnsons vielzitiertem Diktum, die »Geschichte muss sich die Form auf den Leib gezogen haben«, ⁸ kann Schmidt demonstrieren, daß es sich bei den *Jahrestagen* genau umgekehrt verhält. Die Form des Kalenders bestimmt hier entscheidend die Struktur der erzählten Geschichte. »In den *Jahrestagen* zieht sich nicht die Geschichte eine Form, hier zieht sich die Form die Geschichte auf den Leib. [...] hier wird die Geschichte in die Form eingepaßt, die damit einen Eigenwert gegenüber den Erzählinhalten behauptet.« ⁹ Der Humor Johnsons, den Scheuermann gern stärker zur Geltung bringen möchte (435 u.ö.), besteht eben unter anderem in Johnsons elaborierter Strategie, den Leser mit griffigen Selbstdeutungen und struktureller Ironie hinters Licht zu führen.

Johnsons vielfältiger Gebrauch des Niederdeutschen zeigt sich nun an den Wandlungen, denen seine Funktionalisierung jeweils unterworfen ist. In *Ingrid Babendererde* komme dem Niederdeutschen beispielsweise eine vorwiegend politische Dimension zu, indem es sich »als Gegenrede sinnkonstituierend zwischen die Verlautbarungen einer Sprache der Anpassung und Verstellung« (90) schiebe, hingegen werde es in den *Mutmassungen* »stärker zur ästhetischen Verdichtung und Sinnkonstituierung genutzt« (108). In beiden Texten jedoch bilde das Plattdeutsche die »Domäne ursprünglichen Erzählens« (96). Von übergreifender Bedeutung sei schließlich die »ironische Beschaffenheit des sprachlichen Materials« (108) bis hin zu den *Jahrestagen*. In diesem Zusammenhang wird abermals Scheuermanns unzulängliches Problembewußtsein erkennbar, da ihr nicht auffällt, daß traditionell Ironie, als Wertungs- und Reflexionsform, und Ursprünglichkeit, als Index von unreflektierter Authentizität, adversativ aufeinander bezogen sind. Wenn sich folglich bei Johnson eine Synthese dieser beiden Gegenbegriffe beobachten läßt, so hätte deren Verhältnis zueinander eine präzise Bestimmung erfordert. Diese aber fehlt: »Der Dialekt gehört für ihn [Johnson, D.O.] zum Instrumentarium

8 Johnson, Uwe: Wenn Sie mich fragen... (Ein Vortrag), in: Eberhard Fahlke (Hg.): »Ich überlege mir die Geschichte...« Uwe Johnson im Gespräch, Frankfurt am Main 1988, S. 51-64, hier: S. 60.

9 Schmidt, Thomas: Der Kalender und die Folgen. Uwe Johnsons Roman *Jahrestage*. Ein Beitrag zum Problem des kollektiven Gedächtnisses, Göttingen 1998, S. 71f. (Diss. masch.).

eines ursprünglichen, genauen Erzählens, das sich am Ende denn doch auch bestimmter »Manieren der Allwissenheit« bedient und seine ironische Gestimmtheit aus der sprachlichen Oberfläche »mundartlichen Benehmens« bezieht.« (134) In *Heute neunzig Jahr* soll das Niederdeutsche »Atmosphäre und Zeitkolorit« (381) vermitteln und zugleich als »diskursives Element« (382) und damit als Brechungsmedium den auktorialen Zugriff abschwächen (382), wobei man sich dazu ebenfalls eine ausführlichere Erläuterung gewünscht hätte. Die *Jahrestage* illustrieren dann, daß der Gebrauch des Niederdeutschen keineswegs als »aufrichtiges Sprechen« (222) zu begreifen sei, dennoch muß es laut Scheuermann hier erneut für »ursprüngliches Erzählen« eintreten (261). Zudem repräsentiere es die »Integrität der Gesprächspartner« und sichere somit das Gelingen von Kommunikation; im Rahmen von Gesines Erinnerungsprozeß bezeuge es »Realitätsnähe und Authentizität des Erinnernten« (267). Sehr aufschlußreich ist dabei ihre subtile Interpretation einer Verschränkung der Wahrheitssuche Gesines mit der Thematisierung ihres Schuldtraumas, die sich schlüssig erst über niederdeutsche Syntagmen wie »Holl din Muul«, ¹⁰ »Wahrheit. Wahrheit. Schietkräm.« (JT, 980) oder »Ick vegæt di dat« (JT, 1455) erschließt (150–168).¹¹ Auf der New-York-Ebene vergewärtigen niederdeutsche Sprüche vor allem Gesines Differenz zu Marie, die aus ihnen zwar keine lebensweltliche Orientierung mehr entnehmen könne, die aber hierdurch einen Eindruck von Gesines »Vorstellungswelt« (250) bekomme. Insgesamt steuere das Niederdeutsche in

10 Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Frankfurt am Main 1988, S. 226.

11 Bei manchen Detailauslegungen verstellen Scheuermann allerdings die eigenen Vorgaben den Blick für den Text. Ihre These beispielsweise, daß in *Ingrid Babendererde* das Niederdeutsche als »Gegenrede« gegen öffentliche Verlautbarungen verwendet werde (90), verleitet sie zu der Schlußfolgerung, der erste Teil des Wellerismus »bereit sein ist alles: sä de Voss, dunn wiern de Hunn all öwer em« nehme »auf das Verpflichtungsgelöbnis der jungen Pioniere Bezug« (80), auf »Seid bereit – Immer bereit!«, und erweitere so den Verständnisrahmen. Für diese Bezugnahme gibt es jedoch im Text keinen Anhaltspunkt. Gleichwohl ist der Deutungsspielraum erweitert, aber auf ganz andere Weise. Was nämlich im Text auf den Wellerismus folgt, ist Ingridis Streitgespräch mit Frau Behrens. Hierfür gilt es, bereit zu sein, und zwar so, wie Hamlet für seinen Kampf gegen Laertes bereit ist: »the readiness is all«. Der intertextuelle Bezug, den der Shakespeare-Leser Johnson demnach herstellt, betrifft sowohl den Wortlaut des Zitats wie auch die Situation der Protagonisten, die sich analog zu Hamlet und Laertes im Duell gegenüberstehen. Vgl. Johnson, Uwe: *Ingrid Babendererde*. Reifeprüfung 1953, Frankfurt am Main 1989, S. 100ff. Vgl. außerdem Shakespeare, William: *Hamlet, Prince of Denmark*, in: *The Riverside Shakespeare*, Boston 1974, S. 1135–1197, hier: S. 1183 (Szene V/2).

hohem Maße zur »polyphon-komplexen Bedeutungsstruktur« (407) der *Jahrestage* bei. Sobald Scheuermann jedoch ihr eigentliches Terrain der Sprachanalyse verläßt, bietet sie keine neuen Einsichten, so daß einige Kapitel der Arbeit, wie die zur Erzählstruktur der *Jahrestage* (112-126), oder die Ausführungen zur Erinnerung als bloße Reprise der Forschung erscheinen.

Hervorzuheben ist, daß die Autorin sich ausgezeichnet in der rasch wachsenden Johnson-Forschung auskennt und daß sie Johnsons Nachlaß umfassend ausgewertet und gegebenenfalls einen Vergleich der verschiedenen Textfassungen durchgeführt hat; nicht zuletzt überzeugt die sprachliche Gestalt der Arbeit. Als nützlich erweist sich für den des Niederdeutschen unkundigen Leser auch das Glossar, in dem man eine reiche Auswahl der von Johnson verwendeten niederdeutschen Wendungen und Begriffe mit entsprechender Übersetzung findet (463ff.). Die profunde Kenntnis des Niederdeutschen dokumentiert sich in den linguistischen und sprachgeschichtlichen Exkursen, die die Verfasserin in ihre Studie aufgenommen hat. So erfährt man etwas über die Sprachverhältnisse in Mecklenburg (56ff.), vor allem über Besonderheiten wie Wellerismen und Missingsch. Die niederdeutschen Sagwörter setzen humoristische Akzente und etablieren durch ihre Vieldeutigkeit ein »dialektisches Moment« (82) in den Texten. Es handelt sich dabei um »jene von der Bauform her meist dreiteiligen Wendungen, an deren Anfang häufig ein Sprichwort oder eine Redensart steht, an die sich der Hinweis auf die redende Figur anschließt, bevor das Ganze durch eine Pointe, in der Regel eine unerwartete Wendung auf der Handlungsebene, in ein völlig neues Licht gerückt wird« (79). Missingsch, eine der hochdeutschen Schriftsprache angenäherte niederdeutsche Sprachform, erlaubt die Abbildung »mecklenburgischer Lebenswelt und kleinstädtischer Atmosphäre« (229); es ermöglicht darüber hinaus die »parodistische Verfremdung«, ja die »Selbstdenunziation des jeweiligen Sprechers« (ebd.). Insofern haben die Wellerismen und Missingsch, indem sie kontrastiv zu anderen Redeweisen eingesetzt werden, eine dezidiert aufklärerische Funktion. Wenn Scheuermann darüber hinaus behauptet, plattdeutsche Sprüche würden zuweilen aus »Wahrnehmungskonventionen« befreien (248), so wäre hier freilich der systematische Ort gewesen, die These von Johnsons »dialektischem Schreiben« auszuführen, mit der Scheuermann an Strehlow¹² anschließt (82 u.ö.), denn gerade Sprüche lassen sich

12 Strehlow, Wolfgang: Ästhetik des Widerspruchs. Versuche über Uwe Johnsons dialektische Schreibweise, Berlin 1993.

ja als geronnene Erfahrungsurteile, d.h. als Wahrnehmungskonventionen verstehen.

Zwei Haupteinwände sind gegen die Untersuchung vorzubringen. Der erste besteht darin, daß die skizzierte Vielfalt der Funktionen des Niederdeutschen eine Entdifferenzierung, ja eine Verflüchtigung der ihm zugewiesenen Aufgaben hervorruft. Der zweite betrifft die sprachkritische Dimension von Johnsons Schreiben.

Zunächst zum ersten Punkt. Die akribische Analyse der Spezifik einzelner niederdeutscher Passagen droht deren Sinn im Textgefüge, den sie doch eigentlich zu rekonstruieren unternommen hat, aufzuheben, weil eine plausible Scheidung von den Funktionen der Hochsprache und denen der Fremdsprachen nicht mehr erzielt werden kann (217ff.). Das zeigt sich sogleich, wenn man die verschiedenen Zuschreibungen direkt vergleicht: Einmal artikuliere sich im Dialekt »beschränktes Denken« (210), ein andermal ist er »Zeichen [...] von Vertrauen und Verlässlichkeit« (ebd.), einmal ist er »Teil elaborierten Sprechens« (211) und fungiert als »Geheimsprache« (213), ein weiteres Mal werde er »als Verständigungsmittel in provinzieller Enge dekuviert« (219), einerseits erscheint er als »Hindernis bei der Verständigung« und führe somit zur »Ausgrenzung jener, die das heimatliche Idiom nicht beherrschen« (215), andererseits repräsentiere er »freilich auch Opportunismus und Besserwisserei« (216), Gesine verbinde mit ihm die »verlorengegangene[n] Heimat« (206), aber auch »belastende Erinnerung« (134) und so fort ad infinitum. Da sich aufgrund der Vielfalt der Sprecher und der einzelnen Redesituationen der Interpretationskontext offenbar unablässig ändert und der Einsatz des Niederdeutschen in zunehmendem Maße beliebig erscheint, büßt dieses gemeinsam mit seiner unterstellten Besonderheit zugleich seine Dignität als Untersuchungsgegenstand ein. Für jede Figur bedeutet das Niederdeutsche etwas anderes, das aber heißt wiederum: es kann scheinbar alles bedeuten, und man fragt sich, wodurch es sich dann noch von der Hochsprache unterscheidet. Das wird von Scheuermann zwar letztlich selbst indirekt eingestanden, doch führt dies nicht zu methodologischen Konsequenzen, zum Beispiel: »Niederdeutsche Sprüche und Redensarten, die zunächst Atmosphärisches beglaubigen und die historischen Bedingungen des Lebens in der mecklenburgischen Provinz veranschaulichen, liefern keine eindeutigen Sinnstrukturen.« (222) Daß unter solchen Voraussetzungen das eigene Unterfangen teilweise in eine Sackgasse zu geraten droht, liegt auf der Hand.

Auch die sprachwissenschaftlichen Analysen führen aus diesem Dilemma nicht heraus. »Es ist im übrigen schwierig, Merkmale einer spezi-

fisch nd. Satzstellung zu benennen.« (283) Warum verzichtet die Autorin dann nicht darauf? Bei etlichen Abschnitten fragt man vergeblich nach ihrer Funktion, weil eine Einordnung der detaillierten Darlegungen in den Sinnhorizont der Arbeit, wie man sie doch gerade von einer hermeneutisch orientierten Studie erwarten dürfte, unterbleibt. Das gilt in erster Linie für das Kapitel »Zur Graphie der *Jahrestage*« (352ff.), welches man zwar der partiell sprachwissenschaftlichen Orientierung der Dissertation zuweisen muß, dessen Erkenntniswert sich aber weder auf dem Hintergrund von Hermeneutik noch von Rezeptionsästhetik oder Intertextualitätsforschung erschließt. So erhellend die sprachhistorische Fundierung ist, so unergiebig sind die rein linguistischen Beschreibungen, weil sie nirgendwo mit einer literaturwissenschaftlichen Frage vermittelt werden.

Die Kritik betrifft jedoch noch eine ganze Reihe weiterer höchst spekulativer Erörterungen, deren Zweck im Zusammenhang der Arbeit nicht einsichtig wird, zum Beispiel die Frage, ob das Niederdeutsche für die »syntaktischen Eigentümlichkeiten« von Johnsons Personalstil in den *Jahrestagen* verantwortlich sei (284); oder die raumgreifende, aber gänzlich unfruchtbare Überlegung, wem Johnson denn nun eigentlich die Wendung »dor hadd 'ne Uhl seten« zu verdanken habe, Reuter oder Brinckman oder ob nicht vielleicht doch »alle drei Autoren direkt aus dem in Volkes Mund vorhandenen Vorrat an Sprichwörtern und Redensarten schöpften« (319). Verfehlt erscheinen ebenso die Betrachtungen, inwiefern Johnson von Raabe beeinflusst sein könnte (327f.), weil Scheuermanns Kriterien einer Beeinflussung viel zu allgemein sind, um aussagekräftig zu sein. Zu jedem von Scheuermann angegebenen Aspekt läßt sich ein anderer »Einfluß« auf Johnson geltend machen. Weshalb soll beispielsweise ausgerechnet Raabe für Johnsons »Verständnis des Schreibaktes als eines Erinnerungsprojektes« (327) verantwortlich sein? Warum nicht, näherliegend, Proust oder Benjamin? Und daß »die Verwendung sprechender Namen und deren Verknüpfung mit literarischen Subtexten« (328) nicht nur Raabe charakterisiert, sondern nahezu die gesamte Weltliteratur, bedarf keiner weiteren Erklärung. Derartige Verzerrungen resultieren eben aus Scheuermanns zu kleinem literaturgeschichtlichen Blickfeld, das von der Moderne nichts weiß. Schließlich tragen auch die Kapitel über Johnsons Arbeitsweise, über seinen Umgang mit Notizen, vorläufigen Fassungen, frühen Manuskripten nicht eigentlich zum Verständnis der Texte selbst bei, ebensowenig wie die Darstellung der durch Siegfried Unseld und Elisabeth Johnson vorgenommenen Textkorrekturen (330–352); doch im Versuch, ein Gesamt-

bild des Autors zu entwerfen, mögen sie immerhin akzeptabel erscheinen.

Das zweite zentrale Defizit der Arbeit besteht darin, daß Sprachkritik als Problemhorizont von Johnsons Schreiben nur spärlich reflektiert wird. Das wiegt schwer in einer Untersuchung, die sich der Funktion eines sprachlichen Phänomens widmet, weil sie einem Grundzug moderner Poesie, ihre eigene sprachliche Verfaßtheit als Poesie gemeinsam mit einem gebrochenen Weltbezug auszustellen,¹³ nicht gerecht wird. Eine Analyse wie diejenige von Scheuermann, die die Polyphonie von Texten eruiert und nicht zuletzt das sprachkritische Potential in der Beziehung der Sprachen zueinander zu lokalisieren versucht (299ff.), hätte ein Blick auf zeitgenössische Entwicklungen literarischer Sprachkritik nicht geschadet, um gegebenenfalls die Besonderheit von Johnsons Ansatz im literaturgeschichtlichen Zusammenhang deutlicher ans Licht treten zu lassen. Mit folgendem Satz erschöpft sich allerdings schon fast Scheuermanns Stellungnahme zum sprachkritischen Bewußtsein Uwe Johnsons: »Sprache, sei es nun die eigene oder die fremde, die Standardsprache oder den Dialekt, exponieren die *Jahrestage* als Gegenstand von Reflexion und metasprachlicher Kommunikation.« (280) Abgesehen davon, daß sich die Sprachreflexion in Johnsons Werk nicht auf die *Jahrestage* beschränken läßt, sondern eine gleichermaßen wichtige Ebene in den *Mutmassungen über Jakob* oder im *Dritten Buch über Achim* kennzeichnet,¹⁴ bleiben die naheliegenden Fragen, welche Gestalt diese Reflexion annimmt und welche poetologischen Erkenntnisse daraus zu gewinnen wären, leider weitgehend unbeantwortet. Die signifikante Rolle der Mundart als »Mittel der Sprachkritik« (60) hat Johnson geradezu programmatisch selbst formuliert: »Der Dialekt ist ein ausgezeichnetes Instrument, um zu überprüfen, was das Hochdeutsche denn nun wirklich bedeuten soll und will.«¹⁵ Auf dieser Grundlage wäre die Spezifik von Johnsons Sprachreflexion gegenüber anderen sprachkritischen Modellen im 20. Jahrhundert zu profilieren gewesen, sei es im Hinblick auf die sprachskeptische Tradition seit Nietzsche und dem Neopositivismus, in die sich Autoren wie Handke, Bachmann oder Bernhard einordnen las-

13 Vgl. stellvertretend etwa Schmitz-Emans, Monika: Die Sprache der modernen Dichtung, München 1997.

14 Vgl. Johnson, Uwe: *Mutmassungen über Jakob*, Frankfurt am Main ¹⁰1989, S. 171ff. sowie DBA, 10, 23f. u.ö.

15 Bruck, Werner: »Ein Bauer weiß, daß es ein Jahr nach dem andern gibt.« Interview mit Uwe Johnson, in: Fahlke, »Ich überlege mir die Geschichte ...« (Anm. 8), S. 268-272, hier: S. 271.

sen, sei es im Vergleich zur Laut- und Dialektdichtung etwa der Wiener Gruppe um Artmann, Rühm und Oswald Wiener, oder sei es unter Berücksichtigung der zeitgenössischen Mundartdichtung, die namentlich in den 70er Jahren wieder an Bedeutung gewann, gerade indem sie sich sprachkritisch verstand und Begriffe wie »Heimat« und »Provinz«, die bekanntlich in Johnsons Poetologie große Relevanz beanspruchen, in ein neues Licht rückte.

Zwar thematisiert Scheuermann Sprachkritik etwa anhand von Missingsch, das zum »Zeichen des Sprachverlusts« werde und die »Standpunktlosigkeit des Heimattons« (228) in den *Jahrestagen* veranschauliche; ebenso entgeht ihr nicht das höchst gebrochene Verhältnis der Übersetzerin Gesine Cresspahl zu den verschiedenen von ihr gesprochenen Sprachen (130ff.), weil sie in keiner Sprache wirklich zu Hause ist und dies wiederum als Bedrohung ihrer Identität empfindet. Doch hätte beispielsweise Scheuermanns Einsicht, daß »Gesines Sprachbewußtsein als Erzählimpuls« (132) zu begreifen sei, die Überlegung nach sich ziehen müssen, ob möglicherweise Gesines Sprachskepsis die Komplikationen ihres eigenen Erzählens heraufbeschwört. Ähnlich verhält es sich mit dem »Zusammenhang von Erzählkonzept und Dialektverwendung« (111), der nur behauptet, kaum aber bewiesen wird (134); der abschließende Hinweis, daß das Niederdeutsche ohne Zweifel die »narrativen Ausdrucksmöglichkeiten« (421) erweitere, reicht dazu nicht aus.

Nach all dem kann das Fazit nur ambivalent ausfallen. Obgleich die Arbeit durch manche Detailinterpretation zu überzeugen vermag, stellt sie doch insgesamt eine vertane Chance dar. Denn gemessen an dem für die Johnson-Forschung neuen und wichtigen Fragehorizont fördert die Autorin wenig Richtungsweisendes zutage, so daß die Aufgabe, dem Phänomen Sprache und Vielsprachigkeit in Johnsons Werk auf die Spur zu kommen, erst noch gelöst werden muß.

Dr. Dirk Oschmann, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Ernst-Abbe-Platz 3, 07740 Jena

